

George Every

## Sakralisierung und Säkularisierung im Osten und Westen während des ersten Jahrtausends nach Christus

Bei der Weite des mir zugewiesenen Themas ist es wohl am besten, wenn ich zunächst erkläre, worum es mir geht. Ich sehe Säkularisation und Sakralisation als Aspekte jedes tiefgreifenden Umbruchs der Religion an. Wo eine Religion oder eine Form der gleichen Religion eine andere überlagert oder in einen Bereich eindringt, worin die andere Religion oder Religionsform dominiert, wird der Wert der traditionellen religiösen Praxis in Frage gestellt. Diese Art der Säkularisierung vollzog sich in der hellenistischen Welt und im römischen Reich wie sie auch heute vor sich geht. Sie steht in aktiver Wechselbeziehung zu einer anderen Säkularisierung, die sich unmittelbar aus der jüdischen und christlichen Haltung zur Idolatrie ergibt, die vom Islam übernommen und noch stärker ausgeprägt wurde. Wie das traditionelle religiöse Brauchtum in Asien und Afrika von der Verstädterung ausgelugt und von den Missionen bedroht wird, so wurde die griechische Religion der Spätzeit von der städtischen Zivilisation unterhöhlt und von der Kirche angefochten.

### 1. Mahlzeiten

Es ließe sich eine Parallele ziehen zwischen der heutigen Abwanderung der Arbeiter aus verarmten Dörfern in die Slums der Großstädte und der Streuung von Sklaven und Freigelassenen in der Antike. Einige von ihnen waren in größeren Haushalten als Sklaven aufgezogen worden. Zahlreicher waren diejenigen, die innerhalb und außerhalb der zivilisierten Welt des römischen Reiches von armen Bauersfamilien in die Sklaverei verkauft worden waren. Sie hatten Heim und Familie und die Religion ihrer Vorfahren verloren, waren aber nie Glieder einer andern Familie oder Gemeinde geworden. Sie waren entwurzelte Menschen, die für jede Untergrundbewegung zu haben waren und die kleri-

kalisiert waren in dem Sinn, daß sie keiner Schutzgottheit in Treue anhängen, obwohl sie sich vor vielen göttlichen Mächten fürchteten. Es wäre deshalb falsch, wollte man den Untergang der überlieferten Frömmigkeit dem direkten christlichen oder jüdischen Einfluß zuschreiben, so wie es falsch war, als man im letzten Jahrhundert die Entfremdung der Massen vom Christentum mit dem verweltlichenden Einfluß von Arbeitervereinigungen oder Kommunisten erklären wollte. Dieser Irrtum wurde tatsächlich begangen; ein interessantes Beispiel hierfür liegt im berühmten Brief des Plinius an Kaiser Traian vor. Es ist unwahrscheinlich, daß in so früher Zeit die Zahl der in den Tempeln Bithyniens dargebrachten Opfertiere in genau dem Maß abnahm, wie die Zahl der zum Christentum Bekehrten zunahm. Dies aber wird behauptet in der Aussage, seit den Maßnahmen gegen die Christen werde «hie und da auch wieder das Fleisch von Opfertieren verkauft, das bisher selten einen Käufer gefunden habe». Eine kleine Zahl von Leuten, denen es ihr Gewissen nicht erlaubte, Fleisch von Opfertieren zu essen, sollte zur Eröffnung einer neuen Fleischerei führen? An gewissen Orten könnten wohl Läden mit koscherem Fleisch ein Geschäft machen, dann aber würde man sich über die Juden beklagen, die daraufhin kaum mehr wilens wären, koscheres Fleisch an Christen zu verkaufen. Normalerweise war in der griechischen und orientalischen Gesellschaft, wie immer noch in vielen Teilen der Welt, das Essen von Fleisch Anlaß zu einem Opfer, das einen rituellen Segen erforderte. Von diesem ganz normalen heidnischen Standpunkt aus war die koschere Schlachtung eine Art Opfer, da das Blut rituell herausgetrieben wird. Das gleiche gilt für das gemäß rituellen Vorschriften vollzogene Schlachten bei Moslems. Einige Christen interpretierten die in Apg 15, 29 enthaltene Vorschrift in dem Sinn, daß sie nur koscheres Fleisch essen dürften. Andere aßen eine Fleischmahlzeit ohne einen andern Ritus zu vollziehen als das Tischgebet, was als eigenartig und anstößig empfunden wurde. Da aber dieser eigenartige Brauch wahrscheinlich bequemer war, breitete er sich trotz solcher offizieller Gegenkampagnen wie die von Plinius auch unter solchen aus, die zwar keine Christen, aber mit den Göttern nicht so stark verbunden waren, daß sie sich um ihre Gegenwart gekümmert hätten oder beflissen gewesen wären, ihnen zu huldigen.<sup>1</sup>

Die Christen konnten zur Säkularisierung der Hauptmahlzeit ein Gegengewicht schaffen durch die Sakralisierung des Frühstückes. Bei der wach-

senden Zahl christlicher Familien war im zweiten und dritten Jahrhundert die wöchentliche Versammlung der Ortskirche zur Eucharistiefeyer von weniger großer Bedeutung als die tägliche Kommunion mit den heiligen Gestalten, die man zu Hause, wahrscheinlich im Schlafzimmer, verbarg. Viele Kirchen boten nicht genügend Raum zu einer Zusammenkunft aller Christen. Bei solchen, die geräumig genug gewesen wären, waren nicht nur die Kranken abwesend; es gab auch solche Christen, die Beschäftigungen nachgehen mußten, die nicht vorausgenommen oder nachgeholt werden konnten, wie das zum Beispiel bei Sklaven in einem Haushalt der Fall war. Der Platz, den die Hauskommunion im Leben der Kirche einnahm, macht uns vieles verständlich, z. B. den ursprünglichen Kontext der Kindertaufe: Ungetaufte durften die Kommunion nicht empfangen, andererseits war es nicht zugänglich, die Kinder von diesem häuslichen Ritus auszuschließen. Doch das, was uns als eine unformelle, fast zufällige Art sakramentaler Praxis erscheinen mag, ließ sich nicht nur mit dem Glauben an die reale Gegenwart vereinbaren, sondern sogar mit übertriebenen Anschauungen über deren physische Wirkungen. Hippolyt lehrte: «Niemandem, der (die Eucharistie) im Glauben empfängt, kann ein Leid geschehen, selbst nicht, wenn ihm ein Gift verabreicht werden sollte»<sup>2</sup>, und der hl. Cyprian erzählt von einem kleinen Kind, das eine Opferpeise zu sich genommen hatte: «In seinem entweiheten Mund und Leib konnte die Eucharistie nicht bleiben; das in das Blut des Herrn konsekrierte Getränk wurde erbrochen... So groß ist die Macht und Majestät des Herrn».<sup>3</sup>

Diese Art Sakralisierung wurde durch Gedankenverbindung über die Sakramente hinaus ausgedehnt. Hippolyt spricht von Christen, die um Mitternacht und vor Arbeitsbeginn ihre Hände waschen und beten: «Wenn du dich mit dem Speichel deines Mundes bezeichnest, bist du bis zum Fuß hinunter rein; denn dies ist die Gabe des Heiligen Geistes; es sind Tropfen des Taufwassers vom Taufbrunnen im Herzen des Gläubigen».<sup>4</sup> Man mußte Unterschiede beibehalten zwischen dem eucharistischen Brot und dem Brot, das für die Liebesmähler gesegnet wurde, und zwischen diesem und dem exorzierten Brot, das den Katechumenen gereicht wurde.<sup>5</sup> Mit solch unterscheidenden Merkmalen wurden nicht nur die Mahlzeiten versehen, die auf Geheiß des Bischofs für die Witwen zubereitet wurden, sondern zweifellos auch der häusliche Tisch. Die Sakralisierung des Alltagslebens setzt sich in den Ikonenschreinen fort, die in

den ostchristlichen Schlafzimmern an die Stelle der Büchse für das heiligste Sakrament getreten sind, und in deren westlichen Äquivalenten: im Kruzifix oder dem heiligen Bild mit einem Knieschemel davor, sowie im Gebet vor dem Essen und dem Kreuzzeichen, wenn man in einer Gefahr schwebt.

## 2. Orte

Eine andere Art der Sakralisierung beschlägt die christlichen heiligen Orte. Im Jakobusbrief (2, 1-5) wird an eine christliche Synagoge angespielt. Man darf mit Recht vermuten, daß in den Dörfern Syriens, Kilikiens und Lykaoniens am Ende des ersten Jahrhunderts solche Gebäude nicht ganz ungebrauchlich waren. Ähnlichkeiten zwischen jüdischen Synagogen und frühchristlichen Kirchen, wovon eine Anzahl alter Überreste vorhanden ist, deuten darauf hin, daß im zweiten oder dritten Jahrhundert ein Standardtyp solcher Kultgebäude bestanden hat. Für gewöhnlich enthielt er zwei heilige Orte: einen Schrein für die heiligen Bücher, der meistens mit einem Schleier umhüllt war, und den heiligen Raum, oft in einer Apsis, die in den Synagogen die Richtung auf den Tempel zu Jerusalem hin anzeigte. Dieser sakrale Raum war ursprünglich wie das Allerheiligste des zweiten Tempels leer, mit der Zeit aber wurde der Schrein mit den heiligen Büchern in ihm untergebracht. In christlichen Kirchen wurde er zum Ort für den heiligen Tisch, wo die Eucharistie gefeiert wurde; er war aber nicht mehr nach dem irdischen Jerusalem ausgerichtet, sondern nach Sonnenuntergang, und so auf das Kommen des Menschensohnes hin.<sup>6</sup>

Einzelne Stellen in der syrischen «Didascalia Apostolorum» legen den Gedanken nahe, daß zu gewisser Zeit im dritten Jahrhundert in Syrien einzelne Kirchen sich viel mehr nach dem jüdischen Gesetz und Brauchtum richteten. Nach Darstellung der Kompilatoren der «Didascalia» nahmen sie die zeremoniellen Vorschriften des mosaischen Gesetzes sehr ernst. Meiner Vermutung nach drangen wahrscheinlich in diesem Zusammenhang in den christlichen Gottesdienst solche Ideen ritueller Reinheit ein wie sie im spätern Verbot des Kommunionempfangs nach dem Geschlechtsverkehr oder während der fraulichen Periode zum Vorschein kommen.<sup>7</sup> Dies braucht nicht unbedingt auf jüdische Anschauungen zurückzugehen, sondern kann sich auch aus der Angleichung an heidnische Landesheiligtümer ergeben haben. Die Gaben, die christlichen Presbytern und Bischöfen in die Kirche überbracht und am heiligen Ort niedergelegt wur-

den, machen zwangsläufig den Eindruck von Opfergaben. Die rituellen Gebete, die in liturgischen Schriften wie denen des Hippolyt<sup>8</sup> für die Entgegennahme solcher Gaben vorgeschrieben waren, standen im Osten stark in Übung; da sie aber zu der angetönten Verwechslung Anlaß gaben, verbieten spätere Anordnungen die Darbringung solcher Gaben in der Kirche und bei der Eucharistiefeyer.<sup>9</sup>

### 3. Zeiten

Wie Hippolyt das Gebet um Mitternacht empfiehlt, spricht er von dieser als der Stunde, in der die Natur den Atem anhält und einen neuen Anfang macht.<sup>10</sup> Er hatte bereits Sinn für das Einschwingen in den Rhythmus von Tag und Nacht. Aus seiner Grabinschrift wissen wir, daß eines seiner Anliegen der Osterzyklus war. Daraus ergibt sich, daß er die Einwände teilte, die von vielen Christen gegenüber der jüdischen Berechnung des Paschatermins erhoben wurden. Einer dieser Einwände war der, daß die Juden das Paschafest manchmal vor den Beginn des neuen Jahres anläßlich des Frühlingsäquinoktiums ansetzten. In diesem Einwand ist der Gedanke enthalten<sup>11</sup>, daß das christliche Osterfest mehr ist als das Gedächtnis an den Tod und die Auferstehung Christi; daß es in gewissem Sinn ein Frühlingsfest und eine Jahresfeier der ersten Schöpfung ist. Unter den Lesungen der Osternachtfeier befand und befindet sich immer noch das erste Kapitel der Genesis.

Das christliche Kalendarium nahm an Bedeutung zu, als christliche Heiligtümer über die religiösen Zentren der Städte und Dörfer hinaus noch andere heilige Stätten ersetzten. Dies ist daraus ersichtlich, daß sich nicht nur um Ostern und Pfingsten, sondern noch um ein weiteres Fest, um Epiphanie, ein Festkreis legte. An manchen Orten war dies die Zeit, in der die Zisternen gesegnet wurden, die den Winterregen auffangen sollten. An diesen Orten wurde dieser Zeitpunkt zu einer Taufzeit und so zum Datum, an dem die Taufe Christi gefeiert wurde. An einzelnen Orten wurde dieser Zeitpunkt als Geburtstag Christi betrachtet, und später, als aus dem Westen ein anderer Geburtstag Christi eindrang, wurde er mit Jesu Epiphanie an die Weisen aus dem Morgenland verknüpft. Der Advent begann wahrscheinlich<sup>12</sup> als Vorbereitungszeit auf die Taufe an Epiphanie, so wie die Fastenzeit mit der Zurüstung auf die Tauffeiern an Ostern ihren Anfang nahm. Beide hängen mit dem bäuerlichen Jahr zusammen, die Fastenzeit mit der Zeit der Entbehrung vor der neuen Ernte, die Epiphanie-

zeit mit dem Winterregen. Auf alle Fälle läßt eine Inschrift zu Laodikäa in Lykanonien vermuten<sup>13</sup>, daß daselbst vor der letzten großen Verfolgung durch Diokletian eine Kirchenanlage vorhanden war mit «Hallen und vierschiffigen Hallen und Schranken, einem Wasserbehälter und einem Eingangstor». Wie William Ramsay sagt<sup>14</sup>, «war also selbst ein Wasserbehälter vorgesehen, nicht als Baptisterium für liturgische Zwecke, sondern lediglich als Wasservorrat zu öffentlichem Gebrauch, wie das durch die Zisternen mancher Gebäude bewiesen wird, die anderswo in Lykaonien gefunden wurden und die einen ähnlichen Charakter hatten, aber kleiner im Ausmaß waren... Zu Laodikäa, am Fuß der Hügel, enthielt der Behälter laufendes Wasser».

Sollte der Wasserbehälter, wie dies der Fall sein mag, erst später hinzugekommen sein, als die Kirche unter Konstantin wieder aufgebaut wurde, so steht doch fest, daß an manchen Orten der Zusammenhang zwischen dem Kirchenjahr und dem natürlichen Rhythmus der Jahreszeiten älter ist als das christliche Imperium. Was das Osterfest betrifft, so läßt sich keine absolute Antithese aufstellen zwischen dem Frühlingsfest und der Feier des Gedenkens an den Tod Christi. Im Fall von Weihnachten und Epiphanie ist wahrscheinlich der Gedanke an die Jahresgeburt primär, und eines dieser Feste – oder auch beide – muß vor das vierte Jahrhundert zurückgehen.<sup>15</sup>

### 4. Klassen

Weitere Formen von Sakralisierung entwickelten sich mit den Klerikerklassen, die vom zweiten bis fünften Jahrhundert geschaffen wurden. Ich möchte diesbezüglich bloß hervorheben, daß ein bedeutender Unterschied besteht zwischen dem Osten und dem Westen. In Teilen des Ostens war der christliche Klerus Hüter von Heiligtümern sowie von Sakramenten, bevor seine Angehörigen sonstwie privilegiert wurden. Im lateinischen Westen kam es in Nordafrika zu ähnlichen Entwicklungen, und zwar oft an Heiligtümern von Märtyrern, die nicht von der Kirche als solche anerkannt waren. Infolge von Exemptionen, die ihnen im Jahre 312 und in der Folge von Konstantin und spätern christlichen Herrschern gewährt wurden, ragten in Westeuropa im allgemeinen die christlichen Kleriker auch außerhalb ihrer kleinen Gemeinden als eine Klasse mit besonderem Gesellschaftsrang hervor. Dies war bis zum Sieg Konstantins über Licinius im Jahre 323 im Osten im allgemeinen nicht der Fall, und

die Wirkung dieser Exemptionen war dort verschieden.

In vielen Städten des Ostens hatten die christlichen Bischöfe und Diakone eine gesicherte Position. Sie hatten nichts zu gewinnen, sondern wahrscheinlich etwas zu verlieren, wenn sie sich zu viel aus den Privilegien machten, die ihnen von einer unpopulären und aufsässigen Regierung verliehen worden waren. Deswegen beeilten sich die niederen Kirchendiener, die Akolythen, Totengräber, Türhüter nicht, sich in den Klerus einzugliedern, und sie wurden nie zu «*ordines minores*». Wie Lektoren und Vorsänger, ja die meisten Presbyter, viele Diakone und einzelne Bischöfe behielten sie ihre gewöhnlichen Beschäftigungen bei, wie zuvor. Im Osten liegt der Unterschied zwischen Klerikern und andern darin, daß sie von Beschäftigungen, die früher für alle Christen verboten waren, streng ausgeschlossen waren.<sup>16</sup> Kraft kaiserlicher Dispens hatten Lektoren und Vorsänger und manchmal selbst Subdiakone und Diakone Staatsstellen inne; strengere Kanonisten waren aber damit nicht einverstanden, und ihre Einwände wurden von Männern, die scharf auf das Protokoll und die Präzedenz im Staatsdienst achteten, unterstützt. So sagte Kaiser Konstantin Porphyrogenitos zum Fall eines Vorsängers, der seine Ersparnisse in eine Sinekure investiert hatte, er betrachte es als «etwas sehr Unschönes..., wenn ein Kleriker zu einem Protospatharios werde».<sup>17</sup>

Das byzantinische Reich ist mit einigem Recht als sakrale Monarchie bezeichnet worden, aber der Klerus gehörte nicht der herrschenden Klasse an. Der Staatsdienst hatte seine eigenen Schulen, die von denen der Kirche verschieden waren und von strenger gesinnten Klerikern und Mönchen mit gewissem Mißtrauen betrachtet wurden. Zwar sangen viele Kinder dieser Schulen in Kirchenchören mit und ließen sich vom theologischen Überschwang byzantinischer Kultgemeinden mitreißen, wo Predigten beklatscht oder ausgepiffen wurden und wo es zu einem Aufruhr kommen konnte, wenn man an den vom Chor gesungenen Liedern irgendwelche Änderungen anbrachte, aber man erwartete von den Lehrern an weltlichen Schulen nicht, daß sie sich mit Theologie befaßten, die den kirchlichen Schulen und den Kirchen- und Klosterchören vorbehalten war. In den Heiligenlegenden wird oft vorausgesetzt oder festgestellt, daß der Heilige, obwohl im weltlichen Wissen beschlagen, dies alles aufgab, um seiner Berufung zu folgen, oder daß der Heilige es in seiner Knabenzeit unterließ, sich in profanen Fächern auszubilden, und statt dessen

sich dem Psalmengesang, dem Gebet und der Gottesliebe hingab. Zwar brachten Staatsbeamte, die im mittleren Mannesalter Mönche oder Bischöfe wurden, in die Kirche nicht nur administrative Erfahrung, sondern auch intellektuelle Fähigkeiten mit, die zur Klärung theologischer Gedanken eingesetzt werden konnten, aber im allgemeinen wurden sie von den strenger gesinnten Asketen mit gewissem Mißtrauen betrachtet. Nach ostchristlicher Anschauung machte nicht sosehr eine gute intellektuelle Ausbildung den Theologen aus, sondern ein Leben des Gebetes mit der entsprechenden Erfahrung, die sich für die Seelenführung verwenden ließ. In den Klöstern hegte man gegenüber dem Lernbetrieb in den Schulen Mißtrauen. Der byzantinische Staatsdienst war, wie alle Bürokratien, eine konservative Kraft, während das byzantinische Mönchtum gegen Druck von seiten der Regierung ein Widerstandszentrum bildete.

Dies zeigte sich in der Geschichte des christlichen Imperiums und des christlichen Mönchtums schon sehr früh. Die Großstädte des Ostens, insbesondere Alexandrien, Antiochien und Konstantinopel waren sehr schwer zu kontrollieren. Namentlich zu Alexandrien, dessen Patriarch Erzbischof von ganz Ägypten war und sowohl über die ihm treu ergebenen Einsiedler in der Wüste als auch über die von Pachomius organisierten Gemeinden gebot, konnte ein Zwist zwischen dem Patriarchen und dem Präfekten es unmöglich machen, zu regieren. Eine Wegführung des Patriarchen in das Gefängnis oder in das Exil konnte dem Präfekten höchstens zusätzliche Schwierigkeiten verursachen. Die schlimmste Situation konnte sich dann ergeben, wenn der Patriarch sich in die Wüste absetzte und Aufrufe an seine Anhänger in den abgelegenen Straßen erließ. Alexandrien war ganz besonders schwer unter Kontrolle zu halten, und die byzantinische Regierung brach daselbst schließlich gänzlich zusammen, aber auch zu Konstantinopel trat zu Beginn des fünften Jahrhunderts Johannes Chrysostomos von dem von seinen Feinden bewachten Haus aus den Weg in die Verbannung an, während die Kathedrale und das Senatsgebäude in Flammen standen. Dies geschah am Ende einer ganzen Reihe von Zwischenfällen, die seine Predigten zur Folge hatten. In deren Verlauf war er von einer Synode abgesetzt, durch die Agitation seiner Anhänger aber wieder in sein Amt eingesetzt worden. Dies hat seine Bedeutung für die Idee des Sakralen, unterstreicht es doch, wie gefährdet die öffentliche Ordnung ist, wenn sie glutvoller religiöser Begeisterung gegenübersteht. Eine Sicherung dagegen bildete die Säkularität des

öffentlichen Dienstwesens, von dessen Mitgliedern man auf jeden Fall annahm, daß sie keine leidenschaftlichen Parteigänger seien. Bei ihrer Einmischung in die Angelegenheiten der Kirche hatte die Regierung oft keine glückliche Hand, aber sie nahm fast immer für die gemäßigte Partei Stellung. Die ikonoklastischen Kaiser, die eine extreme Partei unterstützten, standen auch auf seiten der Armee gegen die Bürokratie.

Im Westen bestanden keine solchen Sicherungen. Der öffentliche Dienst war säkularisiert, da den überkommenen Riten nicht nur von seiten der Regierung, sondern auch von Stadträten die Unterstützung entzogen wurde. Zur Bezahlung von Steuerrückständen verkauften diese, statt ihr Silbergeschirr, oft die Tempelschätze und sodann das Blei der Tempeldächer, wodurch jedoch nur das schwindende Prestige der Städte selber unterminiert wurde. In Gallien und Spanien verschwanden viele Städte, und wo das Stadtleben, wie in Italien, tiefere Wurzeln hatte, mußten die ruinierten Aristokratien ihre Gewalten mit dem Bischof und dessen Klerus teilen, die von ihren Lasten exempt waren und durch die Verwaltung der Liebesgaben in einer verarmten Welt an Einfluß gewannen. Diejenigen, die den Verfall des Reiches der Beleidigung der Götter ihrer Vorfahren zuschrieben, hatten – auf alle Fälle oberflächlich gesehen – Argumente genug, um alle apologetischen Energien eines Ambrosius und Augustinus herauszufordern. Tatsächlich war der Triumph der Kirche vom vollständigen Zusammenbruch der ordnungsgemäßen Regierung begleitet. Was an Zivilisation im Sinn der Erziehung in einem Wissensgebäude mit Einschluß von Rechts- und Literaturwissenschaft zurückblieb, konnte nur erhalten bleiben, wenn es sakralisiert wurde. Die Entstehung der zeitlichen Macht des Papstes ist nur ein hervorragendes, aus vielen Gründen besser bezeugtes Beispiel für das, was im sechsten und siebten Jahrhundert in den meisten Städten Italiens vor sich ging.

Da der Staat zusammenbrach, übernahm nach und nach die Kirche die Regierungsfunktionen, die nur von einer gebildeten Klasse ausgeführt werden können. Selbst wenn dies im Namen des Königs oder Kaisers geschah, so wurden sie doch von Klerikern ausgeübt, die ihrer Bestimmung nach in erster Linie Mitglieder des Klerus waren. Da Bildung zu ihrem Monopol wurde, sakralisierte man die Bildungsmittel insofern, als die heidnischen Klassiker sowie die Handbücher für Mathematik und Astrologie als sakrale Bücher behandelt und mystisch ausgelegt wurden. Im Westen waren Ge-

genstände, Zeiten und Orte heilig, weil sie geweiht und dem Schutz einer heiligen, mit den Mysterien vertrauten Klasse anvertraut waren, deren Mitglieder das Volk als Barden ansah, die nach Art der Druiden, Brahmanen und sibirischen Schamanen an den häuslichen Herden von Wales und Irland das ererbte Wissen bewahrten. Ihre seltsame Haartracht, die Tonsur, betonte ihren sakralen Charakter. Ihr Haarschnitt wurde zum Gegenstand des Streits zwischen solchen, die von Rom, dem Mittelpunkt der Zivilisation, kamen, und solchen, die ihr Wissen in ihren Klöstern bezogen hatten; schließlich aber wurde die Tonsur zum Zeichen des Eintritts nicht nur in ein Kloster, sondern in die Klasse der Gebildeten, deren Häupter (jedenfalls theoretisch) ehelos waren, während der große Haufen verheiratete Kleriker waren (von denen einzelne, sofern keine unverheirateten Kleriker zur Verfügung standen, zu Positionen aufsteigen konnten, die für Ehelose vorgesehen waren).

Im Osten gab es keine solche Klasse. Es gab Mönche, die zu heiligen Bergen oder ähnlichen heiligen Stätten gehörten, und Kleriker, die zu Kirchen gehörten. Die Gebildeten waren von den Mönchen verschieden und für ihre Kritik ausgeschlossen, wie Mönche für die Kritik von seiten von Gebildeten. Auf diese Weise behielt der «Heilige Palast» des byzantinischen Kaisers einen Unterschied zwischen sakral und säkular bei. Später, unter der muselmanischen Herrschaft, war dieser Unterschied unverkennbar, denn in den Ländern, die unter der Herrschaft des Kalifen und seiner Emire standen, konnten die Staatsdiener Christen (verschiedener Bekenntnisse), Juden oder Muselmanen sein. Das für einen Verwalter oder einen Arzt erforderliche Wissen wurde von jeder Religionsgruppe sorgfältig gehütet. Nur im Westen wird das Sakrale mit dem Gebildeten verwechselt und so zu einer Pfründe, einem Stück Familieneigentum oder einer Qualifikation in den freien Künsten säkularisiert.

Am Ende des ersten Jahrtausends waren alle Kirchen des Westens, einschließlich Roms, in Gefahr, zu Familienheiligümern zu werden, wo unter der Leitung eines Laienherrn oder seiner Gemahlin Riten vollzogen wurden von Klerikern, die vielleicht Angehörige oder Angestellte der Familie waren. Im Westen und Osten protestierten die Mönche weiterhin gegen diese und andere Formen der Säkularisierung des Sakralen, aber im westlichen Mönchtum wurde die Sakralisierung der Macht als etwas Gegebenes hingenommen. Einzelne Klöster auf dem Berg Athos hatten auch aus-

wärts Besitz, aber ihre politische Macht blieb auf ihr Heiligtum auf dem Berg beschränkt. Der Orden von Cluny wurde überall zu einer Macht, vor allem deshalb, weil gutgeordnete Mönchsgemeinden Eilande des Friedens waren, die durch die Arbeit der Flüchtlinge reich wurden. Doch die Sakralisierung der Gewalt ist stets gefährlich. Es ist für jede Religion lebensnotwendig, irgendwie zwischen sakral und säkular zu unterscheiden. Daß in Christus das Gewöhnliche heilig, das Heilige gewöhnlich geworden ist, macht aus ihnen nicht ein und dasselbe, denn sein Reich ist nicht von dieser Welt, und die Zivilisation sakralisieren, heißt das tausendjährige Reich antizipieren.

<sup>1</sup> Arnold Ehrhardt, *The Framework of the New Testament Stories* (Manchester Univ. Press 1964) 276–285, ist der Ansicht, alle Christen seien zum Genuß von koscherem Fleisch verpflichtet gewesen, doch weist seine Deutung von Plinius, ep. 96, auf das Aufkommen eines säkularen Fleischhandels hin. Er beweist auf Grund von Verordnungen, wie besorgt die Regierung war, diesen Handel aus Furcht vor einem «schwarzen Markt» unter Kontrolle zu halten.

<sup>2</sup> *La Tradition Apostolique de Saint Hippolyte*, herausgeg. von B. Botte = *Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen* 39 (Münster 1963) 82–83.

<sup>3</sup> *De lapsis*, c. 25.

<sup>4</sup> B. Botte, aaO. 94–95.

<sup>5</sup> Ebd. 67–69, 72–73.

<sup>6</sup> Mt 24, 27; *Didascalia Apostolorum*, c. 12, Ausg. C. Connolly (Oxford 1929) 119–120; N. M.-D. Boulet, *L'autel dans l'antiquité*

chrétienne: *Maison-Dieu* 29 (1952) 45–48; L. Bouyer, *Jewish and Christian liturgies: True Worship*, Ausg. L. Sheppard (Baltimore and London 1963).

<sup>7</sup> In den Antworten des Patriarchen Timotheos von Alexandrien (381–390). Vgl. die Kommentare byzantinischer Kanonisten in: *Patr. Graec.* 138, c. 893–894.

<sup>8</sup> B. Botte, aaO. 18–19, 74–79.

<sup>9</sup> In den Apostolischen Canones 2–4.

<sup>10</sup> B. Botte, aaO. 94–95; vgl. 1 Clem., c. 24.

<sup>11</sup> *Apost. Const.* V, c. 17; *Ap. Canon* 7; Socrates, *Hist. Eccl.* I, c. 9; Sozomenos, *Hist. Eccl.* VII, c. 18.

<sup>12</sup> Spuren eines langen Advents finden sich noch im armenischen Kalendarium.

<sup>13</sup> *Expositor* (series VII) 6 (1908) 387–388.

<sup>14</sup> W. Ramsay, *Luke the Physician* (London 1908) 154.

<sup>15</sup> Vgl. im vorliegenden Heft von «*Concilium*»: M. Meslin, *Kirchliche Institutionen und Klerikalisierung in der frühen Kirche* (2.–5. Jh.).

<sup>16</sup> Vgl. die Interpretationen dieser Regeln durch byzantinische Kanonisten in: *Patr. Graec.* 138, c. 70–96.

<sup>17</sup> *De administrando imperio*, c. 50, herausgeg. v. G. Moravcsik (Budapest 1949) 245.

Übersetzt von Dr. August Berz

#### GEORGE EVERY

geboren am 3. Februar 1909 in Ottery (England), Anglikaner, Mitglied der Society of the Sacred Mission. Er studierte am University College of the South-West und am Kelham Theological College, ist Bachelor of Arts (Geschichte), Bibliothekar in The House of the Sacred Mission of Kelham, Lektor für alte und mittelalterliche Kirchengeschichte, Liturgie und vergleichende Religionswissenschaft, Mitherausgeber der Zeitschrift «*Theoria to Theory*» und Redaktor der «*Eastern Churches Review*».

Michel Meslin

## Kirchliche Institutionen und Klerikalisierung in der frühen Kirche (zweites bis fünftes Jahrhundert)

Die christliche Kirche befand sich von Beginn ihres Daseins an in einer besonderen Situation. Sie lebte als Gemeinschaft von Gläubigen einer monotheistischen Religion innerhalb eines vielgestaltigen Polytheismus und hatte sich schon früh vom ursprünglichen jüdischen Milieu, dem Rom freie Kultaübung zugestand, getrennt. Wie konnte da das Christentum seiner Evangelisationsaufgabe, seiner Sendung in die ganze Welt nachkommen und sich dabei, nach der treffenden Bemerkung von A. von Harnack, als eine Religion hochstehender Sittlich-

keit, der Heiligkeit und des Geistes präsentieren? Wie hat diese neue Religion, obwohl sie in allem von der sie umgebenden heidnischen Gesellschaft getrennt war, sich ausgebreitet und wie weit hat sie es vermocht, die profane Gesellschaft mit ihrem Einfluß zu durchdringen?

Diese christliche Kirche ist auch eine Gesellschaft. In allen patristischen Zeugnissen eignet dem Wort *Ecclesia* je nach dem Kontext ein kultischer Sinn: Versammlung von Gläubigen zu einer gottesdienstlichen Feier oder ein soziologischer Sinn: um den Bischof versammelte Ortsgemeinde (die Kirche von Rom, von Antiochien usw.); doch die Kirche hat sich stets, als Gesamtkirche und als Teilkirche, als die Gesellschaft der Christgläubigen aufgefaßt, die an einem und demselben sakramentalen Leben teilnehmen und aus ein und derselben Hoffnung leben. Wie jede Gesellschaft hat die christliche Kirche ein spezifisches Ziel angestrebt und war aus einer absoluten innern Verpflichtung heraus gezwungen, hierarchische Institutionen zu schaffen, während die Entfaltung der Offenbarungsbotschaft zu einer Theologie, einer normativen Wissenschaft